

Indem ich mich mit der Herausgabe von Schriften beschäftige, die während eines halben Jahrhunderts entstanden sind, erkenne ich – zu spät –, daß nicht ich sie hätte herausgeben sollen. Auf mich machen sie heute einen Eindruck, in dem sich Ablehnung, bedingte Anerkennung und Erstaunen mischt. Es gibt da Aufsätze, die ich heute nur mit dem Seufzer aus der Hand legen kann: „Hätte der gute Junge das schöne Thema, mit dem er sich da beschäftigt, doch nur verstanden!“ Es zuckt mir in den Fingern, den Aufsatz so zu schreiben, wie er hätte geschrieben werden sollen. Vielleicht werde ich es in einigen Fällen tun. Zu den Aufsätzen, die ich ablehne, gehören natürlich auch die, in denen falsche Tatsachen übermittelt werden. Ich ärgere mich über das vorlaute Wesen, welches Dinge glaubte zu Papier bringen zu dürfen, von denen es nicht genug wußte. Auf der entgegengesetzten Seite der Skala stehen die Aufsätze, die mein Erstaunen erregen. Es sind diejenigen, die ich zum großen Teil oder auch ganz vergessen habe, und die mir nun als etwas Fremdes entgegenkommen und als etwas – warum sollte ich es denn nicht sagen? –, dem ich eine Art Bewunderung nicht versagen kann. Der bei weitem größte Teil der Aufsätze aber fällt unter die Kategorie, die ich mit „bedingter Anerkennung“ bezeichnet habe. Es gibt in ihnen gute Brocken, aber sie sind belastet mit Wiederholungen. In der Tat kommen gewisse Gedanken in vielen Aufsätzen vor, im Wortlaut beinahe identisch und illustriert mit den gleichen Beispielen und Zitaten. Das liegt zum Teil daran, daß ich gewisse Themen während dieses halben Jahrhunderts immer wieder angesprochen habe, da ich von ihnen beinahe besessen war. Es liegt allerdings auch daran, daß man mich, besonders in den letzten zehn Jahren, häufig aufgefordert hat, zu den gleichen Gegenständen etwas zu sagen; und ich möchte den sehen, der das jedesmal auf völlig neue Art tun kann.

Eben hier aber liegt meine Schwierigkeit bei der Herausgabe: da auch in diesen Essays vorher schon ausgesprochene Gedanken und die Beispiele, mit denen ich sie illustriere, jedesmal in einem anderen Zusammenhang vorkommen, finde ich es schwer, sie einmal auszulassen und ein andermal zu bringen: man kann nicht gut den Leser auf einen früheren Aufsatz zurückverweisen mit der Bemerkung: „Das Folgende bitte ich auf Seite X nachzulesen.“ Darum habe ich solche Stellen nur dort fortgelassen, wo sie mir in dem betreffenden Zusammenhang entbehrlich zu sein scheinen. Ich fürchte, der Leser wird einige Wiederholungen in Kauf nehmen müssen.

Ich habe während des Studiums auf der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg angefangen, über Fragen der Architektur zu schreiben: über die notwendige Studienreform. Die Qual dieses Studiums, die Erlösung aus ihr nach dem Vorexamen durch Hans Poelzig und unsere, der Studenten Bemühungen, in

der Reform aktiv zu werden, waren ein Anlaß zu schreiben. Auf den Meister Poelzig bin ich später mehrmals zurückgekommen. Nach dem Studium ging ich nach Paris; und das Neue, das ich dort sah: die Architektur Perrets, Lurçats, Le Corbusiers regte mich natürlich an, darüber etwas mitzuteilen. Damals beginnt meine Tätigkeit als Berichterstatter über Architektur.

Vorher aber, schon zu Anfang des Studiums, hatte ich ein architektonisches Erlebnis, das meinen Standpunkt nachhaltig beeinflußt hat: die Landhäuser von Hermann Muthesius und sein Buch „Das Englische Haus“. Das Erlebnis hat mich so stark beeinflußt, weil ich in eben dieser Richtung bestimmbar war. Ich bin in einem großen Haus in Lichterfelde aufgewachsen. Es wurde 1909 gebaut. Der Hausbau und das Leben in dem neuen Hause war eine Erfahrung, die meine Kindheit geprägt hat. Durch sie bin ich auf den Gedanken gekommen, Architekt zu werden: ich wollte selbst solche Häuser bauen. Verglichen mit den Villen, die ich in Lichterfelde um mich sah, stellte das Haus den denkbar größten Fortschritt dar. Wir hatten selbst vorher in einer dieser düsteren und unbequemen Villen gewohnt, und nun zog ich in ein Haus ein, in dem es hell war, bequem, angenehm. Die Räume waren groß, und der Garten war regelmäßig angelegt. Statt der Schlängelwege des alten Gartens gab es hier breite Staudenrabatten und gute Obstbäume. Da dies mir der denkbar größte Fortschritt zu sein schien, konnte ich mit der neuen Architektur nach dem Kriege nichts anfangen. Der erheblich größere Fortschritt, der in den zwanziger Jahren gemacht wurde, schien mir unnötig, ja, abwegig. Viele der Aufsätze, die ich um 1930 geschrieben habe, sollten beweisen, daß die neue Architektur, das also, was man jetzt Funktionalismus nennt, nicht viel taugt. Damals konnte ich nicht wissen, daß gerade diese Aufsätze viel später, als man begann, den Funktionalismus zu kritisieren, eine gewisse Aktualität erlangen würden.

Immerhin war ich nicht blind. Es konnte mir nicht entgehen, daß in diesem Bauen neuer Art einige sehr bemerkenswerte Gebäude und Siedlungen entstanden; und als ich auf meiner Suche nach neuen Läden in Paris, über die ich in Deutschland berichten wollte, ganz zufällig einen Architekten traf, der eben eine neue Bauzeitschrift gründen wollte, „L'Architecture d'Aujourd'hui“, nahm ich seine Einladung gern an, für diese Zeitschrift über das Neue zu berichten, das in Deutschland entstand. So kam es, daß ich 1933 geraden Weges in die Redaktion der „Architecture d'Aujourd'hui“ auswanderte. Der Redakteur war Pierre Vago. Er war etwas jünger als ich und kam aus der Schule von Auguste Perret. Die Zusammenarbeit mit Pierre Vago, dem Perret-Schüler, und mit anderen jungen französischen Architekten bekräftigte meine Anschauung, daß die Avantgarde, dort wie hier, wohl das letzte Wort war, nicht aber die letzte Weisheit. Auch in Frankreich hielten es die Leute meiner Generation eher mit den Großvätern als mit den Vätern, eher also mit Perret, Tony Garnier, Franz Jourdain als mit Le Corbusier, Lurçat und Mallet-Stevens.

Eine Zeitschrift mag eine Doktrin vertreten, sie kann sich aber nicht damit begnügen, lediglich die Gebäude ihrer Lieblingsarchitekten zu veröffentlichen.

„L'Architecture d'Aujourd'hui“ publizierte jeden Monat eine R vue des r vues, einen illustrierten Bericht über die Zeitschriften des Auslandes; und ich hatte sie zu redigieren. Da konnten wir nicht vermeiden, noch wollten wir es, auf die neuesten Schöpfungen der Architektur in Frankreich und im Ausland genau einzugehen. Pierre Chareau führte mich durch sein Haus aus Glas und Stahl für den Dr. Dalsace, Le Corbusier gab in unserem Verlag die „Ville Radieuse“ heraus; und ich war beauftragt, mit ihm diese Herausgabe vorzubereiten. Ich habe damals sogar Bruno Tauts Schrift über die traditionelle und die neue Architektur in Japan übersetzt und in der Zeitschrift veröffentlicht. „L'Architecture d'Aujourd'hui“ widmete jedes zweite Heft einem besonderen Thema: Krankenhäuser, Schulen, sozialer Wohnungsbau, Theater, Kirchen, Architektur in den skandinavischen Ländern, Architektur im Dritten Reich. Dabei habe ich einiges gelernt, besonders, da es mir zufiel, jedesmal die historische Einleitung zu schreiben. Mein Horizont hatte sich also recht stark erweitert, als ich es mir in den Kopf setzte, diese schöne Arbeit abzubrechen und nach Palästina zu gehen, weil ich meinte, da gehöre man als Jude hin. Wahrscheinlich hat mir dieser Entschluß das Leben gerettet. Meinen Horizont hat er nur insofern erweitert, als ich in Palästina zum ersten Mal mit dem Problem des Bauens in einem anderen Klima konfrontiert wurde und auch mit der Frage der nationalen Architekturen.

Nun hatte ich mir durch meine Tätigkeit bei „L'Architecture d'Aujourd'hui“ so etwas wie einen Namen gemacht, und der Kreis der progressiven Architekten in Palästina vertraute mir die Redaktion seiner Zeitschrift an. Sie hieß „Habinyan“, auf deutsch „Der Bau“. Zu diesem Kreise gehörten Arieh Sharon, Zeev Rechter, Dov Carmi, Lotte Cohn, Munio Neufeld. Die Lage war eine sehr andere als die in Frankreich. In Palästina hatte man zunächst versucht, eine nationale Architektur zu schaffen, daß hieß dort: eine irgendwie orientalische. Das wollte Alex Bärwald, der preußische Baurat und engagierte Zionist. Dann hatte man aus den Zeitschriften aus aller Welt gelernt, daß eine neue Architektur im Entstehen war, und die wollte man haben. Man hielt sich aber an die Äußerlichkeiten: das Schlitzfenster im Treppenhaus, das Eckfenster, das flache Dach. Erich Mendelsohn war so entsetzt, als er das sah, daß er sagte: „Und nun sollte man erst einmal zehn Jahre lang diese Dinge verbieten!“ Er baute um diese Zeit eine landwirtschaftliche Schule in Palästina mit einem Ziegeldach; aus Trotz, meine ich. Die Gruppe um „Habinyan“ wollte eine neue Architektur in Palästina schaffen, die Hand und Fuß hat. Sharon kam vom Bauhaus, Rechters Vorbild war Le Corbusier. Damals kam auch Alexander Klein nach Palästina und begann, am Technion in Haifa zu lehren. Gegen die mißverstandene modernistische Bauerei in Tel Aviv und Haifa aufzukommen, eine, notabene, sehr unsolide Bauerei, war ein fast verzweifelttes Unterfangen. Aber Sharons sozialer Wohnbau, Neufelds Krankenhaus „Assutah“, Rechters Wohnhäuser zeigten den Weg, und ich durfte an diesen Bemühungen teilnehmen; aber wieder faßte ich einen meiner prinzipiellen Entschlüsse und schloß mich selbst aus diesem produktiven Kreis aus: ich meinte anno 41, es sei Zeit, gegen Hitler zu kämpfen und meldete mich freiwillig: fünf

Jahre Kriegsdienst; das fünfte hatte ich – wieder freiwillig – hinzugefügt; denn ich fand mich, sehr gegen meine Erwartung und auch gegen meinen Wunsch, 1945 als Britischer Offizier in Deutschland und ging nun in eine Einheit mit dem Namen Political Intelligence. Damals habe ich geschrieben – über Deutschland. Aus den Trümmern meines Heimatlandes wuchs ja nicht nur Unkraut: eine wunderbare Hoffnung blühte aus ihnen auf, und ich wünschte, an dem teilzunehmen, was dort geschehen werde. Sobald ich konnte, ging ich, nachdem ich in Palästina aus dem Heeresdienst entlassen worden war, nach England, um eine Arbeit in Deutschland zu finden. Es war mein letzter prinzipieller Entschluß; denn während ich in London monatelang auf ein Interview wartete, lernte ich ein Mädchen kennen, und später habe ich es geheiratet. Ein Ehemann faßt aber keine prinzipiellen Entschlüsse mehr. Das Interview ergab natürlich nichts: der Mann hielt mich schlicht für verrückt. Ich ging auf eigene Faust nach Deutschland, denn ich hatte es mir ja in den Kopf gesetzt, dort etwas Nützliches zu tun: nicht als Architekt – ich wollte Schulmeister werden. Das mißlang natürlich auch. „Lehrer?“, fragte man mich, „aber Sie haben ja keine Ausbildung. Und denken Sie ja nicht, die Schulbehörde werde Sie einem Nazi vorziehen, der eine Ausbildung als Lehrer hat“. Ich saß also in einem Hotelzimmer in London – und heiratete. Ich hatte gerade noch 100 Pfund, und nun mußte ich mir eine Arbeit suchen.

Ich wurde wirklich Lehrer; aber in dem Fach, in dem ich eine Ausbildung hatte: Architektur. Ich lehrte an der Brixton School of Building. Und so kam ich nach einer Pause von sieben Jahren wider Willen zur Architektur zurück.

Merkwürdigerweise hatte ich als Lehrer Erfolg. Und als mir eines Tages der Prinzipal sagte: „Julius, ich bin es satt, die ganze Baugeschichte allein zu machen. Was wollen Sie lehren: Antike, Mittelalter oder Neuzeit?“, erwiderte ich ohne zu zögern: „Mittelalter“ und begann, Geschichte zu lernen, während ich lehrte nach dem Satz: *docendo discere*. Damals begann ich wieder zu schreiben: über mittelalterliche Themen: „Notes on the compound pier“, „Westfronts“, „The ribs of Durham“. Ich habe diese Aufsätze nicht in die vorliegende Sammlung aufgenommen. Ich meine, sie sind zu speziell. Da ich aber einmal schrieb, begann ich als alter Baujournalist, auch wieder über aktuelle Themen zu schreiben: über die Ausstellung von 51, die Royal Festival Hall.

Acht Jahre blieb ich in der Brixton School of Building. Ich war in England, wo ich hatte leben wollen, seit ich „Das Englische Haus“ fast auswendig gelernt hatte; und ich hatte eine englische Frau und englische Kinder; mit einem Wort: *I was at home*. Aber wenn es dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis. Und so fand ich mich eines schönen Tages mit Frau und Kindern in Kuala Lumpur, um dort im Technical College eine Architekturschule aufzubauen. In gewisser Weise setzte diese Erfahrung meine palästinensische Erfahrung fort: auch in Malaya handelte es sich um Bauen in einem anderen Klima. Darüber habe ich ein paar Aufsätze geschrieben.

Natürlich wollte ich nach diesem Ausflug wieder nach Hause gehen, nach England; aber ich kam nach Berlin: als Professor für Baugeschichte an der Hochschule für Bildende Künste: ein ungelernter Professor; denn ich hatte ja nie Kunstgeschichte studiert. Wenn man über dieses Leben ein Wort setzen wollte, ein Motto, so wäre es dies: Improvisation.

Ich halte es für notwendig, dieses kurze Lebensbild meinen Schriften voranzustellen, um einige der Themen zu erklären, von denen in ihnen die Rede ist; und noch aus einem anderen Grunde: um zu erklären, warum die meisten dieser Aufsätze nach 1961 entstanden sind; denn erst dann, in Berlin, habe ich mich wieder ernsthaft mit den Fragen der Architektur auseinandergesetzt. Das brachte meine Arbeit als Lehrer mit sich, aber mehr als diese der Erfolg meines ersten Vortrags, den ich hier in der Akademie der Künste gehalten habe: er trug mir weitere Aufträge ein.

Die Architektur hatte mich wohl doch nicht losgelassen in den Jahren, als ich ihr aus dem Wege ging. Da ich ihr aber so lange aus dem Wege gegangen bin, habe ich nun, da ich mich ihren Grundfragen gegenüber sah, an Anschauungen angeknüpft, die weit zurücklagen. Ich habe bei der Zusammenstellung meiner Schriften den Muthesius-Aufsatz wiedergelesen, den ich 1931 für die „Baugilde“ geschrieben hatte, und war einigermaßen verblüfft zu finden, daß dort alles schon gesagt ist, was ich seitdem über Muthesius gesagt habe. Damals glaubte ich, von ihm gelernt zu haben, daß Architektur nicht eine der bildenden Künste ist, sondern eine Emanation der Gesellschaft, und daß sie nur dann gut ist, wenn sie die Lebensformen einer Gesellschaft widerspiegelt. Und da ich mir das nicht habe ausreden lassen, so kehrt diese anti-künstlerische Auffassung in allen späteren Aufsätzen über Muthesius wieder — und nicht nur in denen über Muthesius. Gewiß, es werden auch andere Themen in meinen Schriften angesprochen; sonst wäre diese Sammlung ja unerträglich langweilig. Ich habe mich mit aktuellen Dingen beschäftigt, auch wieder mit der Frage der Hochschulreform — und der Hochschulpolitik, sogar der Politik schlechthin, besonders nach 1968. Auch Erfahrungsbrocken aus meinem unsteten Leben tauchen auf: der Meister Poelzig, Le Corbusier, Mendelsohn, Scharoun. Es kann ja nicht ausbleiben, daß solche Einwirkungen aus einem langen Leben in den Schriften eines Menschen ihren Niederschlag finden, der sich daran gewöhnt hat, die Eindrücke, die er empfängt, schreibend zu klären. Aber die Frage, wozu man eigentlich Architektur macht, und was das eigentlich ist, Architektur, das ist das zentrale Thema.

Und nun, da es Zeit wird, die Feder aus der Hand zu legen, wandeln mich Zweifel an, ob ich in dieser Sache, um die meine Gedanken seit fünfzig Jahren kreisen, recht habe. Man hat gut reden von der Architektur als einem Abbild der Gesellschaft; aber wie sieht die Gesellschaft aus, in der wir gegenwärtig leben? Wie kann sie, die im Begriffe ist, jede Form zu verlieren, sich in ihren Gebäuden und in ihren Städten abbilden? Schon Bruno Taut hatte in der „Stadtkrone“ gesagt, daß die greuliche Mietskasernenstadt seiner Zeit ein adäquates Abbild der

Gesellschaft sei, in der er lebte. Er hoffte auf eine andere Gesellschaft. Diese Hoffnung findet man auch in meinen Schriften. Darum habe ich die im engeren Sinne politischen Aufsätze nicht unterdrückt. Sie gehören, meine ich, zur Architektur. Ich habe auch die Aufsätze nicht unterdrückt, in denen der Zweifel schon anklingt, ob Bauen und Wohnen für uns, besonders für die Jungen unter uns, überhaupt noch das bedeuten, was sie uns und mehr noch unseren Vätern bedeutet haben. Dies wird das Thema sein, mit dem ich mich weiter beschäftigen werde; denn ich höre ja nicht auf zu schreiben; und wenn in fünf Jahren diese Sammlung neu aufgelegt wird, hoffe ich, ihr einen Nachtrag anfügen zu können.

*Julius Posener*